



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Das südafrikanische Reich der Engländer.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Das südafrikanische Reich der Engländer.



ritannia hat Unglück in Afrika, im Süden wie im Norden. Es wird Ägypten nicht behalten, auch wenn sein viel gerühmter Feldherr Wolseley seinem wohlfeilen Siege über Arabi nächstens einen über den Mahdi hinzufügen sollte, und was es in den Ländern in der Nachbarschaft der Kapkolonie und in dieser selbst mit der Zeit geben wird, ist in seinen Anfängen und Andeutungen auch nicht dazu angethan, das Herz John Bulls mit Wohlgefallen und Behagen zu erfüllen. Er hat hier eine ziemlich lange Zeit mit Erfolg in seiner Weise gewirtschaftet und viel zusammengebracht. Jetzt aber geht es mit ihm nicht mehr in die Höhe, sondern sichtlich bergab, und seit einigen Monaten folgt für ihn aus den Kreisen des Afrikandertums Hiobspost auf Hiobspost. Die Boers werden immer fecker und selbstbewußter, mit englischen Augen betrachtet immer frecher und anmaßender, die Bevölkerungen in der Kapkolonie und Natal verhalten sich gleichgiltig, sie vermögen, wie es scheint, in den britischen Interessen durchaus nicht ihre eignen zu erkennen, manche schielen wohlgefällig nach den Bauern des Transvaal hin, als ob sich in deren trotzigem Auftreten und deren Fortschritten ihre eignen Wünsche und Hoffnungen zu verwirklichen anfangen, niemand empfindet unter ihnen den ihnen seltsamerweise von der Londoner Presse angesonnenen Grad von „Patriotismus,“ der Opfer zu bringen Lust hat, damit die Macht Englands vor Einbuße bewahrt bleibe und wachse, kurz: das südafrikanische Reich der Kaiserin von Hind will nicht mehr wachsen, der Egoismus, der es gründete, die Unbilligkeit, die es vergrößerte, haben begonnen, als Elemente der Fäulnis und Zersetzung zu wirken, und das letzte Glied der Kette von verdrießlichen — für die Engländer verdrießlichen, andern Leuten erfreulichen — Vorfällen, die mit der gewaltsamen Abschüttelung der Ein-

Grenzboten IV. 1884.

verleibung des Transvaallandes begannen, ist offenbar noch lange nicht zu tage getreten.

Was ist gegenüber diesem Stande der Dinge in Südafrika zu thun? Man muß, antworten Londoner Politiker, entweder die Boers für ihre flagranten Ausschreitungen, für ihre groben Verletzungen der Verträge züchtigen, oder sie, wie bisher, ungestraft lassen und so zu weiterer Ungebühr ermutigen. Das erstere aber hat seine Schwierigkeiten. Das Vorgehen jener holländischen Bewohner der Landstriche jenseits des Vaals gegen Häuptlinge und Gebiete, welche sie zu achten versprochen haben, mußte zunächst mit englischen Truppen und reichlicher Aufwendung englischer Sovereigns zurückgewiesen werden. Dann aber ist noch etwas andres zu der Sache erforderlich, und wenn Soldaten und Gold zu finden sein würden, so fehlt dieses zweite Erfordernis, der gute Wille der englischen Kolonisten in Südafrika, wie es bis jetzt scheint, vollständig. John Bull findet, wie selbst die englische Presse eingesteht, unter diesen keine Bundesgenossen, und darin liegt die Hauptschwierigkeit bei der Lösung der Frage. Wenn die britische Regierung Kaffernhäuptlinge gegen die um sich greifenden Holländer jenseits der Drachenberge aufhezt und ins Feld schickt wie ehemals Trokosen und Wyandots gegen die aufständischen Yankees, so zwingt sie dieselben, sich die Feindschaft der Kolonisten auf den Hals zu ziehen, die nicht ermangeln werden, sofort, nachdem ihre Allirten, die englischen Notröcke, den Rücken gewendet haben, an deren wilden Allirten mit Feuer und Schwert Rache zu üben. Vergebens werden die von England aufgefungenen und einige Zeit unter Schutz genommenen Schwarzen den Namen der Königin Viktoria anrufen, wenn keine britischen Soldaten und Kanonen oder nicht genug davon mehr im Lande sind. Der Feldzug wäre also nutzlos gewesen, Blut und Geld wären im günstigsten Falle für einen nur zeitweiligen Erfolg geopfert worden. Man müßte von vorn anfangen, wieder und immer wieder ein Heer den sicher treffenden Büchsenkugeln der Boers aussetzen, wieder und immer wieder tief in den Staatschatz greifen, und das Ende wäre, daß man seine Ohnmacht in dieser Angelegenheit vor aller Welt konstatiert und einen guten Teil seines Ansehens verloren hätte.

Was sich in Südafrika seit Unterzeichnung der Übereinkunft mit den Gesandten der Boers ereignet hat, ist einer der deutlichsten Beweise für die politische Wahrheit, daß Verträge wenig mehr als Papier oder Pergament mit Tinte darauf und Siegeln darunter sind, wenn hinter ihnen nicht eine Schutzmacht mit dem Schwerte, in diesem Falle eine bleibende britische Garnison, steht. Das Betschuanenland wurde in jener Übereinkunft in aller Form unter englischen Schutz gestellt, der Engländer Mackenzie zum Kommissar ernannt, und englische Richter sollten unter seiner Oberaufsicht den Frieden zwischen den wilden Stämmen und den europäischen Kolonisten aufrecht erhalten. Alles war, wie es schien, aufs schönste geordnet. Was begab sich aber? Kaum war die Tinte

getrocknet, mit der man die Rechnung niedergeschrieben hatte, so ergab sich, daß man die Rechnung ohne den Wirt, ohne den guten Willen oder ohne das Interesse der Boers gemacht hatte. Freischaren aus dem Transvaallande zogen heran, griffen Montsioa, einen der Häuptlinge unter britischem Schutz, an und mezelten eine Menge Volkes, darunter Weiber und Kinder, nieder. Auch Engländer kamen dabei ums Leben. Der Polizeioffizier Bethel, der sich dem einbrechenden Haufen entgegengestellt hatte, wurde erst in einem Gefechte verwundet, dann erschossen. Einen andern englischen Beamten enthauptete man. In Brijburg mußte man die britische Flagge, die als Zeichen des Protektorats der Königin aufgepflanzt worden war, entfernen und verstecken, weil sie mit Beschimpfung bedroht war, und jetzt hat die republikanische Regierung die Verwaltung der Stadt übernommen. Mackenzie ist, weil er sich durch sein barsches Auftreten und seine Berichte nach London das Mißfallen der Boers zugezogen, beseitigt worden, aber sein Nachfolger, Rhodes, berichtet im wesentlichen dasselbe wie er. Darnach wären die ersten Ausschreitungen das Werk von einzelnen holländischen Kolonisten und umherstreifenden Strolchen gewesen, von denen einige keinerlei europäische Schutzherrlichkeit anerkennen. Dieselben hätten aber nur den Charakter von Pioniers, von leichten Vortruppen, gehabt, welchen die Aufgabe zugeteilt worden wäre, für einen Angriff der Republik Transvaal den Weg zu ebnen. Sie hätten wiederholt, was ehemals die südlichen Flibustier gethan, welche durch ihre Einbrüche auf mexikanisches Gebiet die Einverleibung von Texas in die amerikanische Union vorbereiteten. Sie hätten einen nicht-offiziellen Krieg geführt, wie die Panflavisten in Serbien im Interesse des Zaren die Heere der Pforte bekämpft hätten. Rhodes meldet, daß er und sein Amtsgenosse „die feste Überzeugung hegten, die Regierung der Herren Krüger und Zoubert besitze wohl die Macht, der Verletzung der westlichen Grenze Halt zu gebieten und ein Ziel zu setzen, würden aber niemals davon Gebrauch machen; die Republik der Boers habe sich, als sie die Konvention formell ratifizirt, stillschweigend das Recht vorbehalten, sie bei der ersten günstigen Gelegenheit in Stücke zu reißen, und sie habe zu dem Zwecke zur Bildung kleiner Republiken ermutigt und damit eine für die britische Regierung so unerklärliche Sachlage geschaffen, daß sie schließlich aufhören würde, der Aufsaugung durch das Transvaal Widerspruch und Widerstand entgegenzusetzen.“

Verhalten sich die Sachen in Transvaal und im Betschuanenlande derartig, und ist nicht zu hoffen, daß sie sich von selbst für die Engländer günstiger gestalten werden, so erhebt sich von neuem die Frage, was zu ihrer Besserung von außen her geschehen muß. Ein Artikel des Daily Telegraph, mit dessen Inhalt Äußerungen der Times über den Gegenstand in der Hauptsache übereinstimmen, antwortet darauf folgendermaßen: „Wenn wir die Beschützung des Betschuanenlandes übernahmen und die Grenze anders zogen, so wurde uns diese Politik von den Mitgliedern der Kapkolonie eingegeben. Die-

selben wünschten die große Handelsstraße vom Sudan bis zum Mittelpunkte Afrikas unter britischen Reichsschutz gestellt zu sehen und wollten nicht, daß sie dem Belieben der Behörden von Transvaal überlassen würde. Jetzt aber, wo wir ihnen erklären, daß dieses Vorgehen der Boers ebensosehr eine Schädigung der Interessen der Kapkolonie wie eine Beleidigung unsrer selbst ist, bieten unsre anglo-holländischen Mitbürger und Freunde uns keinen Beistand an, sondern ziehen vor, alle die harte Arbeit im südlichen Afrika von britischen Truppen und mit dem Gelde britischer Steuerzahler verrichtet zu sehen. Die Ansiedler am Kap und in Natal stellen die hiermit verbundene Forderung aus doppeltem Grunde: zunächst bleiben sie von Gefahr und Kosten verschont, sodann aber bewirken die Anwesenheit unsrer Soldaten in ihrer Nachbarschaft und die Bedürfnisse des Feldzuges, daß englisches Geld in erfreulichster Fülle in ihre Niederlassung hineinströmt und hier in Umlauf kommt. Die Landwirte sehen die Nachfrage nach ihren Erzeugnissen stärker werden, und die Kaufleute ernten bei der Lieferung von Waren beträchtlich größern Gewinn als sonst. Aber wird das ewig so bleiben? Wird der unablässige Kreislauf von Krieg auf Krieg ohne Unterbrechung sich fortsetzen? Sollen wir die Verantwortlichkeit für den Schutz von Häuptling auf Häuptling für alle Zeiten übernehmen und hunderte von Meilen entfernt von der Küste die englische Fahne aufpflanzen und, wenn sie dann verletzt wird, englische Regimenter absenden, um die Beleidigung zu rächen?"

Die Antwort auf die letztern Fragen hängt davon ab, ob man die Sache vom kaufmännischen oder vom politischen Standpunkte betrachtet, ob man sie als eine Frage des unmittelbaren, greifbaren Vorteils oder Nachteils oder als Machtfrage auffaßt, und es scheint, als ob die öffentliche Meinung in England anfinge, sich halb und halb der erstern Beurteilung zuzuneigen. Jedenfalls hätte man in Südafrika eins erwarten dürfen, festen Entschluß und Folgerichtigkeit. Englische Politiker, konservative sowohl wie liberale, beide Seiten des Parlaments, sollten als längst vertraut mit den Thatfachen — denn Kriege mit den Kafferstämmen und den holländischen Ansiedlern stehen schon seit Menschengebenden auf der Tagesordnung — bereits vor Jahren sich klar gemacht haben, was wahre britische Politik in diesen Gegenden ist, zu einem Entschlusse gekommen sein und diesen konsequent festgehalten haben. Statt dessen fand das Gegenteil statt: Schwanken und Schwäche waren unter jeder britischen Verwaltung das Charaktermerkmal der Kolonialminister, wenn sie mit Südafrika zu thun hatten, und daneben wurde in den meisten Fällen hinreichende Sachkunde vermißt. Dies letztere gilt zunächst von Lord Carnarvon, als er, ohne genau zu wissen, was er unternahm, das Transvaal den britischen Besitzungen einverleibte. Die Folge seines Mangels an Kenntnis der Verhältnisse war, daß er nicht die rechten Mittel anwendete, um das Ansehen Großbritanniens hier aufrecht zu erhalten. Sir Bartle Frere vernichtete die Macht des Zulukönigs Zetwayo, damit er sich

nicht beikommen lassen könnte, die Boers in Transvaal oder die halb englischen, halb holländischen Kolonisten in Natal anzugreifen. Gladstone verurteilte die Einverleibung der Transvaal-Republik, als er noch nicht Premierminister war, hatte aber, als er ans Ruder gelangt war und damit die Verantwortlichkeit für sein Thun übernommen hatte, nicht eher den Mut, sie rückgängig zu machen, als bis die Boers bewiesen, daß sie es mit ihrer Unabhängigkeit ernst meinten und die gegen sie entsandten Truppen in den Drachenbergen in zwei Treffen (bei Laings Nek und am Madschuba-Berge) in die Flucht schlugen. Die Engländer schlossen dann einen Vertrag mit den Siegern, der diesen die erstrittene Unabhängigkeit nicht im vollen Umfange sicherte, ihnen aber die Macht ließ, bei Gelegenheit das Nichtgewährte zu ergänzen, der also eine gefährliche Halbsheit war, welche sich bald rächen sollte. In diesem Jahre folgte der Zerreißung jenes Vertrages ein zweiter, der jetzt ebenfalls verletzt worden ist.

Alle Parteien haben hiernach in dieser Angelegenheit Fehlgriffe gethan. Dies schreibt sich aber vorzüglich von zwei leitenden Gedanken her, die alle mehr oder minder bewegt und irreführt haben. Der eine, vom Standpunkte des Politikers zwar begreiflich, aber doch irrtümlich, bestand in der Absicht, ein großes, sich unablässig nach Norden ausdehnendes Reich in Südafrika zu gründen, welches mit einem gesunden Klima, einem für die Landschaft, besonders die Viehzucht wohlgeeigneten Boden und reichen Mineralschätzen Millionen der überschüssigen Bevölkerung Großbritanniens eine Heimat bieten könnte. Die andre Idee sah sehr edel aus, gehörte aber mehr der Logik der Reverends und Missionäre als derjenigen von Staatsmännern an, und hatte bei vielen ihrer Träger einen Anstrich, der an Heuchelei zur Bemäntelung der erstern denken ließ. England kommt, so sagte man, hier in Berührung mit zahlreichen Stämmen schwarzer Heiden, welche unter seiner Herrschaft den Segnungen des Christentums und der Gesittung zugeführt und gegen den Egoismus der europäischen Ansiedler — der holländischen natürlich, denn die englischen sind bekanntlich niemals selbstsüchtig — geschützt werden könnten. Namentlich viele Konservative teilten diese Meinung, aber auch Radikale wie Forster machten sich zu Fürsprechern derselben, und dem theologischen Gladstone wird sie auch nicht fern liegen; denn sie nimmt sich in der That recht human, gottselig und großherzig aus.

So litt die englische Politik in diesem Teile der Welt nicht nur unter dem Schwanken, welches das abwechselnde Emporkommen der Parteien, das parlamentarische System, die Majoritätsherrschaft zur Folge hatte, sondern auch unter der Meinungsverschiedenheit innerhalb der beiden Hauptparteien, unter dem Streite zwischen den Fürsprechern einer erobernden Reichspolitik und den Vertretern des Rechtes und Interesses der eingebornen Stämme. Jedes Zugeständnis, das den Kolonisten von London her zuteil wurde, erfuhr sofort von Seiten der Humanitätsapostel Anfechtung und Verurteilung, und andrerseits entfremdete jeder Versuch, die Rassen zu schützen, der Regierung die Gemüter

der englischen und in noch höherm Maße die der holländischen Ansiedler, und die englische Fahne wurde für die letzteren allmählich ein Zeichen der Benachteiligung ihrer Lebensinteressen und ein Gegenstand tiefsten Hasses. Diese Komödie der Irrungen spielte sich ein halbes Jahrhundert hindurch fort. Englisch Blut ist vergebens geflossen, englisches Geld umsonst ausgegeben worden; denn noch diesen Augenblick befindet sich England vor dem Dilemma, entweder gelassen einer groben Mißachtung seines Ansehens und der Ermordung seiner Beamten zuzuschauen, oder sich abermals an den Versuch einer Züchtigung und Niederdrückung der Boers zu machen, den man nach der Schleppe am Madschubaberge mit nicht sehr ehrenvoller Hast aufgab.

Wie erklärt sich nun das Mißlingen des Versuches der Engländer, in Südafrika ein großes Kolonialreich zu schaffen, während ähnliche Pläne andernwärts mit bestem Erfolge verwirklicht wurden? In Indien haben sie große Völker unterworfen und zu einem Ganzen vereinigt, welche zum nicht kleinen Teil vornehmeren Rassen angehörten als die, welche im südlichen Afrika wohnen. Millionen Menschen zwischen dem Indus und Ganges werden von verhältnismäßig wenig Briten in Unterthänigkeit erhalten. In Kanada fühlen sich Kolonisten von zweierlei Stamm und Herkunft, desgleichen von verschiedenem Glaubensbekenntnis unter britischer Autorität glücklich und zufrieden, und das Land bietet von Jahr zu Jahr der über den Ozean herüberströmenden Einwanderung aus Altengland mehr Gastfreundschaft. Warum verhält es sich mit Südafrika fast ganz und gar anders? Die Geschichte erwiedert: hier fand England zunächst keine solche Energielosigkeit, Geduld, Sanftmut und Gelehrigkeit als in der Regel unter den Hindus, und die Raffen und Boers besaßen nicht die Eigenschaften, mit Hilfe deren es der britischen Politik gelang, die kräftigeren Völkerschaften Ostindiens, die Sikhs, die Mahratten und die Gurkas, gegen einander zu heizen und ins Feld zu führen. Auch zwischen Kanada und den Landschaften am Kap herrscht ein auffallender Gegensatz. In der Zeit, wo England sich des Kaplandes bemächtigte, konnte die Sachlage, oberflächlich betrachtet, derjenigen vergleichbar scheinen, welche die Engländer vorfanden, als sie Kanada den Franzosen abnahmen. Man erwarb am Kap weite Gebiete, die von Holländern bewohnt waren, wie man früher weite Länderstrecken, besiedelt von französisch redenden Kolonisten, erobert hatte. Die letzteren wurden ohne sehr viel Mühe in Ordnung gehalten und größtenteils absorbiert, jene dagegen, die Holländer, besonders die Boers, machen den Eroberern noch heute Not. Sie sind eben von anderm Holze, kräftiger, ausdauernder, selbständiger als die trotz ihrer drei Revolutionen leicht zu beherrschenden Franzosen. Sie sind zähe und die Freiheit liebende Niederdeutsche, Angehörige des Volkes, das sich einst auch von der spanischen Weltmacht nicht dauernd unter ihr Joch zwingen ließ. Dazu kam noch ein andres Moment. Kanada hat seit mehreren Generationen Massen von englischen, schottischen und irischen

Einwanderern in sich aufgenommen, durch deren Zufließen der französische Teil der Bevölkerung jedes Jahr im Verhältnis zum Ganzen kleiner wurde. Am Kap fand kein ähnlicher Zutritt anderer Elemente zu den Holländern statt, und die Ursache davon ist nicht schwer zu finden. Englische Handwerker und Tagelöhner pflegen nicht gern dahin zu gehen, wo die Eingebornen schon der Nachfrage nach Arbeit genügend entsprechen. Es ist da kein Raum für Leute, die bald verdienen und rasch viel Geld machen wollen. Englische Landwirte besannen sich, in eine Kolonie auszuwandern, wo so viele ihrer Nachbarn Holländer und als solche von wesentlich anderer Sprache, Sitte und Denkart waren als sie, und wo dieses andre Volk sie mit Mißtrauen und unverhehlter Abneigung empfing. So ist die Bevölkerung der Kapländer, soweit sie auf Einwanderung beruht, vorwiegend holländisch geblieben, und die Zukunft wird dies schwerlich ändern.

In England aber hört man jetzt aus allen diesen Beobachtungen recht eigentümliche Schlüsse auf die Politik ziehen, die ihnen gegenüber für die nächste Zukunft geboten erscheint. „Hätten wir, sagt z. B. der Daily Telegraph, nur mit den Eingebornen zu thun, so würden wir durch Entsendung englischer Beamten und durch Ermutigung englischer Landwirte das große südafrikanische Reich gründen können, für das Sir Bartle Frere so tapfer kämpfte und von dem so viele träumten. Aber, wie die Sachen liegen, würden wir damit nur für die Holländer des Kap, die uns nur halb mögen, und für die Boers des Transvaal und Natal arbeiten, welche uns verabscheuen. Beim Aufbau dieser Herrschaft hätten wir mit der einen Hand die kraftvollsten und zähesten Teutonen und mit der andern die stattlichsten Wilden der Welt niederzuhalten. . . Wohl dürfen wir vor solcher doppelten Schwierigkeit zurückschrecken. Aber fordert uns nicht die Humanität auf, die Eingebornen gegen die Boers zu schützen? Ja, und Pflicht und Ehre ebenfalls. . . Wir müssen die Boers aus dem Betschuanenlande hinausjagen und so — die große Straße frei machen, die ins Innere Afrikas führt.“ Soeben hörten wir, die Humanität wäre es, welche die Engländer aufriefe, Krieg zu führen; jetzt ist es eine Straße für ihre Kaufleute, die den Feldzug gegen die Boers verlangt. Wir denken, das letztere ist das Wahre und Eigentliche, aber Herr Gladstone wird sich die Sache wohl überlegen, ehe er das Verlangen erfüllt.

